Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Sonnenscheinchen [Fortsetzung]
Autor: Baumann, Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575202

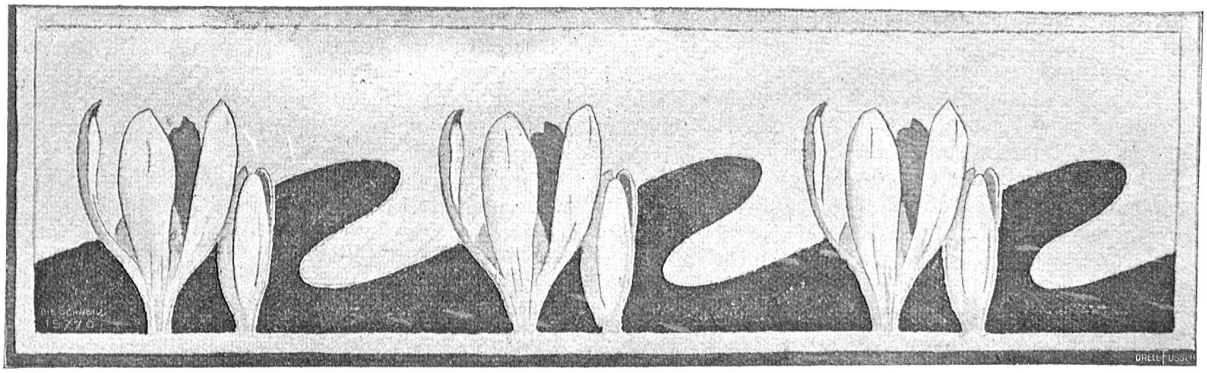
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Sonnenscheinchen.

Ein Reiseroman in Bildern von **Rudolf Baumann**, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung).

Neben einem Boot auf dem Sonnendeck stand Leutnant Weinmann mit ganz verstörtem Gesicht. Zwei Freunde suchten ihn zu beruhigen.

„Herrgott!" knirschte er. „Was würde ich darum geben, wenn ich eine halbe Stunde lang Packträger sein könnte! So ein Lump! Es muß doch ein Mittel geben, ihn zu strafen!"

„Schrei doch nicht so, Weinmann! Nimm dich zusammen! Unter welchem Vorwand willst du dich denn einmischen? Denk' doch nach!"

„Ach was Vorwand! Seht ihr denn nicht, daß ich wahnsinnig verliebt bin? Es ist ja, wie wenn er meine Braut beleidigt hätte!"

„Mensch, besinn' dich! Wir sind nicht allein an Bord. Es ist absolut unmöglich. So ein Kerl wie der Sarre kann einen ja gar nicht beleidigen. Nimm Vernunft an! Zudem bist du für ein Jahr in China gebunden. Ruhe! Betrink' dich meinetwegen heute abend, aber mache keine Dummheiten! Wir lassen dich nicht mehr weg, bis du's überwunden hast."

„Ach, nicht einmal weglaufen kann ich! Die reine Folterkammer so ein Schiff! Teufel! Straßenkehrer möchte ich sein!"

Die beiden brachten ihn nach einer halben Stunde so weit, daß er alles versprach, was sie verlangten, und daß sie wieder nach unten steigen konnten.

Auf dem Promenadedeck hatten die Nachmittagsspaziergänge angefangen. Die Herren unterhielten sich im Gehen noch immer über den Fall Sarre. Als die drei Freunde beim Rauchzimmer vorbeikamen, schloß sich ihnen der Amerikaner mit den dicken Stiefelsohlen an. Er brachte seine langen Beine in gleichen Schritt, nahm den Dauerbrenner, der die Form einer Keule hatte, aus dem Mund, spuckte einmal über Bord und sagte dann:

„Ich glaube, Sie werden einverstanden sein, wenn uns Mr. Sarre in Aden verläßt? Er stört den Frieden. Ich werde ihn beseitigen!"

Weinmann, der im Stadium des Galgenhumors war, bemerkte eifrig:

„Sehr gut. Bin ganz einverstanden. Welche Todesart haben Sie gewählt? Ich glaube, zum Hängen ist er zu schwer. Ich würde ihn zu Schmieröl auslassen."

„Nein," lachte der Amerikaner. „Schmieröl sehr gut; aber ich meine es anders. Er soll uns verlassen, aussteigen und nicht mehr an Bord kommen."

„Ja, können Sie zaubern oder wollen Sie ihn an Land betrunken machen?"

„Nein, nein, viel einfacher. Er geht von selbst. Ich werde heute abend mit ihm Poker spielen. Ich brauche noch ein paar Herren, die mittun. Es geht ganz mühelos. Passen Sie nur auf: um neun Uhr werden wir anfangen, und 9 Uhr 15 ist er moralisch abgereist."

„Ah so! Wünsche Glück; aber es ist vielleicht doch besser, Sie nehmen jemand anders zum Mitspielen. Wissen Sie, in unserer Stellung . . ."

„Sicher, wie Sie wollen, meine Herren! Ich dachte nur, es würde Ihnen Spaß machen."

Darauf spuckte er wieder, nahm seine Rauchkeule fester zwischen die Zähne und stieg mit ernstem Gesicht zum Zimmer des Kapitäns hinauf. Dort ließ er sich melden, wurde vorgelassen und blieb gegen dreiviertel Stunden. Während dieser Zeit trug der chinesische Boy dreimal große Gläser voll Whisky-Soda hinein.

Sarre blieb bis abends nach dem Diner verschwunden. Man sprach nicht mehr häufig von ihm. Der stämmige Herr mit dem roten Gesicht wurde viel freundlicher als sonst angesehen.

Der Vorfall hatte die Unzufriedenheit nicht verscheucht, und die Hitze drückte noch immer auf die Gemüter; aber es lagen Ereignisse in der Luft. Eine gewisse Spannung war bemerkbar. Einige schienen eingeweiht, und andere wußten, daß etwas los war. Der erste Offizier blieb bei Tafel außergewöhnlich schweigsam und machte ein schlaues Gesicht. Die Linke des Saales — sie wurde so genannt, weil die meisten revolutionären Geister dort saßen — ereiferte sich über einen vertrockneten Rehrücken. Sonst war nicht Außergewöhnliches zu vermelden. Einige Herren verließen die Tafel etwas früher als gewöhnlich.

Oben auf Deck sah man den Amerikaner mit der Rauchkeule neben Sarre stehen. Der Dicke saß in einem besonders kräftigen Stuhl an der Windseite, schwitzte und fächelte sich mit dem Taschentuch. Später fanden

sich außer den gewöhnlichen noch ein paar seltene Gäste im Rauchzimmer. Andere gingen in scheinbar eifrigem Gespräch außen vor den Fenstern auf und ab.

Die Beleuchtung auf dem Promenadedeck war schlecht. Trotzdem konnte man Sarre sehr gut erkennen, als er gegen neun Uhr dem Rauch- und Spielzimmer zustrebte. Die paar Eingeweihten verkürzten ihre Spaziergänge, um nicht zu weit von den Fenstern abzukommen.

Es war ein unvergeßlicher Anblick für die Beteiligten, als Sarre zum letzten Mal aus dem Dunkeln trat und mit dem weißgestärkten Leinenleib strahlend die Türöffnung füllte. Sein Zorn war geschmolzen, und er sah ordentlich wohlwollend aus.

Man muß keine spannenden Ereignisse erwarten. Es ging alles ganz einfach und schmerzlos.

Der Amerikaner mit der Keule kam zur andern Türe herein. Jemand rannte nervös auf ihn zu und flüsterte aufgeregt: „Aber ich kann ja gar nicht Poker spielen."

„Macht nichts!" knurrte der zurück. „Es geht nicht lange. Ich trage allfällige Verluste."

Er setzte sich gegenüber dem Koloß. Drei andere Herren waren noch mit von der Partie.

Sarre mischte umständlich, gab die Karten und paßte. Dann verlor er ein paarmal kleinere Beträge.

In den Fenstern tauchten Gesichter auf und verschwanden wieder. Sarre bemerkte nichts; denn er konnte sich nicht gut drehen, und bei der herrschenden Hitze vermied man sowieso jede unnötige Bewegung. Es war auch gut, sonst hätte er vielleicht doch noch Lunte gerochen.

Alles verlief programmmäßig.

Sie spielten noch keine zehn Minuten, als ein Steward mit einem Brief in der Hand eintrat und ihn dem Dicken überreichte. Der war unangenehm berührt, sagte doch, er komme gleich wieder, gab das Spiel ab und wälzte sich zur Türe hinaus . . . Der Amerikaner wartete ein paar Minuten, raffte dann alle Karten zusammen, legte sie in einen Umschlag, klebte diesen zu und gab das Päckchen dem ersten Offizier, der am Nebentisch saß.

„Meine Herren," sagte er, „wir brauchen nicht weiter zu spielen. Er macht eben dem Kapitän einen Besuch und kommt heute abend nicht mehr zurück."

Die Unbeteiligten hatten weiter gar nichts bemerkt. Es war ihnen nur aufgefallen, daß das Spiel so rasch endete.

Was in der Kapitänskajüte nachher passierte, ist nie ganz zu ermitteln gewesen. Der Kampf war kurz, aber heftig. Man hörte den Alten einen Augenblick brüllen wie einen Löwen und sah nachher Sarre geknickt und förmlich faltig in seine Kabine schleichen.

Frau Fama lief noch dieselbe Nacht durch das ganze Schiff und erzählte, Sarre sei ein berüchtigter Falschspieler. Er sei extra dem Milliardärssohn nachgereist, um ihn zu schröpfen, und habe früher als Räuber im Felsengebirge gewirkt. Der Koch hinterbrachte schon am nächsten Abend dem Obersteward, der Dicke habe mindestens zehn Morde auf dem Gewissen und seine Bankeinbrüche wären zahllos.

„Woher kennen Sie den Schuft?" fragte später Leutnant Weinmann den Mann mit der Rauchkeule.

„Oh! Ich kenne ihn schon lange. Früher arbeitete er auf der Nordpacificbahn. Weil er es aber zu arg trieb, mußte er auskneifen. Später reiste er zwischen Southampton und Neu-York, bis es ihm auch dort zu gefährlich wurde. Jetzt probiert er die Chinalinie. Immer dieselbe Geschichte mit den markierten Karten, gar keine Phantasie. Er ist ein Stümper in seinem Beruf und wird es nie weit bringen."

„Warum haben Sie denn Ihren langen, glatten Landsmann nicht gewarnt? Er verlor jeden Tag größere Summen."

„Oh! Der ist sehr reich. Er tut mir wirklich leid. Ich habe ihm den Spaß verdorben. Es spielt niemand mehr so hoch mit ihm."

Man sah den Entlarvten künftig nur noch des Nachts an einsamen Orten im Wind stehen, um sich abzukühlen.

Die Dame mit den tausend Toiletten hatte ein ernstes Gespräch mit ihrem Mann. Wirklich spielte er vorläufig nicht mehr. Erst später in Colombo fing er wieder an. Dort trat ein älterer Herr auf, der auch nicht wußte, was mit seinem Geld anfangen. Die beiden nahmen sich gegenseitig größere Summen ab und verkürzten sich so angenehm die lange Reise.

* * *

Der Thermometer schien auszuruhen. Er stieg nicht mehr und ließ auch das Fallen sein. Das Intermezzo Sarre war interessant; aber es regte den Appetit nicht an und brachte keine Kühlung. Das Gespenst lag immer noch fest im Schiff und drückte auf die Köpfe der Reisenden.

Elftes Kapitel. Hölle und Verzweiflung.

Der lange Stabsarzt litt unsäglich in seiner Einsamkeit im Gewimmel der Passagiere. Er sprach fast mit niemandem ein Wort. Die Menschen um ihn her schienen ihm ganz fremd. Er empfand ihre Nähe nur als widerwärtige Störung. Wenn er lachen hörte, übernahm ihn ein Gefühl von Ekel. Von Zeit zu Zeit raffte er sich auf. Traumhaft kam es ihm vor, als packe er sein Herz mit den sehnigen zehn Fingern, drücke es schonungslos und zwinge das unbändige der Vernunft zu folgen. Aber dann fühlte er bald, wie die Muskeln starr wurden und wie der Moment näher und näher kam, da er sein Herz loslassen mußte, ob er wollte oder nicht. Er sträubte sich dagegen mit aller Kraft; denn wenn es ihm wieder entschlüpfte und Macht über sein anderes Ich bekam, so traten die Verzweiflung und der wachsende Wahnsinn ein.

Seit zwei Tagen hatte er nicht geschlafen. Die Hitze gab ihm wachend Wintermärchenträume.

Zwei Tage vor Aden! Später soll es besser werden. Er wollte in die Hölle steigen, um sein Dasein oben erträglicher zu finden.

Der erste Maschinist und der Schiffsarzt gingen mit.

Auf der engen, steilen eisernen Treppe roch es nach Oel und Schweiß. Was da wehte, konnte man nicht mehr Luft nennen. Wasserwogen, mit Luft verdünnt, wälzten sich durch den Raum. Bei jedem Tritt abwärts wurde es wärmer. Stählerne Monster warfen sich kreisend herum. Stampfend und zischend stießen eherne Arme nach unsichtbaren Feinden. Wirbelnde Kugeln bäumten und senkten sich in rasendem Tanz. Dunkler, öliger Tau netzte die eisernen Massen.

Noch eine Plattform und wieder eine steile Treppe!

Daß mehr Wärme noch zu ertragen ist! Einen Augenblick scheint ein Strahl flüssiges Eis die Schulter zu streifen. Es ist eine Hand voll Tropenluft, die ein Ventilator vom Sonnendeck hinab in die Hölle wirft.

Unten ein riesiges, langes, blankes Etwas. Fast unhörbar im Getümmel dreht es sich beinahe unsichtbar. Sein metallener Glanz wirft dieselben matten Lichter nach allen Seiten. Der zaghafte Finger fühlt die schnelle Drehung.

Das ist der stumme, starke Knecht, der die dröhnende Kraft in fortstrebende Bewegung überleitet, die Brücke von Wärme zu Schnelligkeit. Nur eine einfache glatte Walze; aber Tausende von Pferdekräften hängen und drehen an der einen Seite. Tausende von rohen, zähen Pferdekräften krallen in den grauen Stab. Wütend sind sie darein verbissen, verkeilt und verwachsen. Pfauchend und knirschend werfen sie sich in einem fort auf den Sklaven, hängen sich daran und drehen und drehen am Ende des Geduldigen.

Auf der andern Seite peitscht eine bronzene Schraube das Meer, wirft Gischt und Wassermassen mit einer unbegreiflichen Kraft hinter sich, stößt den Koloß mit fabelhafter Macht vor sich her und spaltet damit schwere, dunkle, alte Wasserwogen, als ob es milde Lüfte wären.

Der unscheinbare, grauschimmernde Kerl ist trotz seiner dienenden Stelle ein vornehmer Herr. Aus dem zähesten und besten Material besteht sein einfacher Leib. Er ist vielfach erprobt, geprüft und befühlt. Sorgsam wird er geölt und geputzt. Tadellos ist seine Rundung. Seine Glätte macht den Hüter stolz. Oft hängt Leben und Tod, der Ruin des ganzen Gebäudes von seiner Ausdauer ab.

Tausende von Pferdekräften ist kein faßbarer Begriff mehr; sie nähern sich der Unendlichkeit.

Die matten Glühlampen geben das nötigste Licht; aber sie sind halb erdrückt von dickem, feuchtem Dunst. Ein merkwürdig grauer Metallschimmer liegt in dem tosenden Raum. Die Wände, Lager, Stützen und Streben bewegen sich zitternd mit. Alles bebt, knirscht, rauscht. Das Auge hat keinen festen Anhaltspunkt mehr.

Der lange Stabsarzt hält sich an einem harten Gegenstand fest. Die überhitzte Phantasie droht ihn zu überwältigen. Er hört ein schauderhaftes Krachen, ein stahlhartes Klingen. Alle Räder stehen lautlos still; nur in seinem Kopf tobt es weiter. Jetzt senkt sich die eine Wand. In der Höhe rauschen Wasserwogen. Ein Sturzbach fällt von der Decke . . .

„Wollen Sie wieder nach oben?" schreit ihm der erste Maschinist ins Ohr.

„Es wird Ihnen doch nicht übel?"

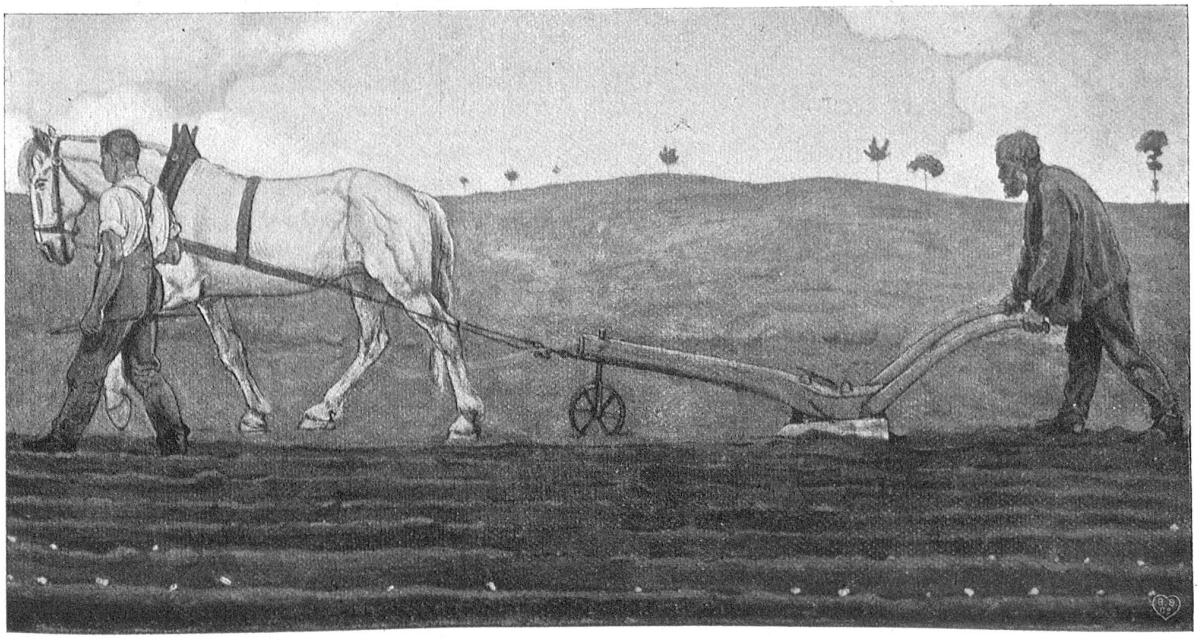
„Nein, nur weiter!"

Sie wanken der großen Achse nach gegen vorn zu. Die Vision ist verschwunden; aber andere folgen. Er sieht riesige eherne Arme mächtige Scheiben schwingen. Das ungeheure Gewicht wird zu schwer. Die harten Arme lassen los, und wie ein Geschoß schlägt ein fliehendes Rad ein rundes Loch durch die Schiffswand. Ein schwarzgrüner Wasserfall gießt unaufhaltsam herein und umspült eisig seine Füße. Phosphorleuchtende Quallen quetschen sich durch die Oeffnung und suchen vergeblich Halt an den zackigen Rändern der Wunde. Die Flut steigt . . .

Unsinn! Es ist alles beim alten. Die Eisenmassen wälzen und drehen sich im bleigrauen Schein wie vorhin, als könnten sie nie still stehen. Aber immer wieder sieht er vernichtende Projektile harte Mauern spalten, bis ein roter Schein seinen kranken Geist abzieht.

Durch eine schmale eiserne Klappe treten sie in die Hölle ein.

In rote Glut getaucht tanzen nackte schwarze Teufel einen sonderbaren, grausigen Reigen. Es sind Heizer. Sie sehen nicht mehr menschlich aus. Ihre haarigen, rußbedeckten Körper tropfen und rieseln, die Brust wallt. Die Augen starren irr aus den wilden Gesichtern. Abwechselnd springen sie vor, um einen gräßlichen Feuerrachen zu nähren, und wieder zurück unter die Ventila-



Pflüger. Nach dem Gemälde von Eduard Boß, Bern.

toren, ihr Leben zu retten. Eisen kreischt auf Eisen. Eiserne Stangen reißen eiserne Tore auf. Eiserne Haken wühlen im Schlund. Die Glut heult und wallt, schleudert weiße Pfeile von sich, greift mit versengenden Armen nach den nackten Teufeln — bis im Moment der höchsten Gefahr das Werk vollbracht ist, krachend das Tor auf den gierigen Rachen schmettert und der nächste Drache sein loderndes Maul aufreißt.

Nicht den Heizern in den Weg stehen! Sie sind wild und unzurechnungsfähig. Wie ihre Augen rollen! Das Lachen ist verbrannt und vertrocknet. Der Schmerz pflügt ihre harten Züge. Die milden, sanften Gefühle haben sich versteckt und verkrochen, und nur das Rohe, Harte, das Tier hält noch in der Glut aus. Laßt die nackten Heizer in Ruhe; sie schaffen auf dem Kamme, der das Leben vom Tode scheidet!

Immer wieder dasselbe ohrenmordende, schaurig erhabene Spiel! Das Gemisch der dröhnenden Töne wogt in starken Wellen durch Fleisch und Knochen. Keulenschläge fallen auf den zitternden Schädel. Die Körper, die Wände, der Raum fibriert. Die roten Gluten krallen durch die Augen direkt ins Hirn hinein. Die Luft brennt. Die Lunge schluckt Feuer. Halt' die Brust fest! Das Herz bricht sich durch und will fliehen . . . Wo ist die Türe? Ob wohl die Füße den Weg zur Treppe noch finden? . . . Fort!

„Halten Sie sich fest, Doktor, rechts an der eisernen Stange! Immer aufwärts! Ich stütze von hinten, wenn es not tut."

Noch eine Plattform, wieder eine.

„Ich hätte Sie nicht mitnehmen sollen, Doktor," sagte der erste Maschinist.

„Doch, ich danke Ihnen," stöhnte der lange Stabsarzt. „Es geht schon. Ich bin zufrieden, daß ich das noch gesehen habe. Es ist wahr, nichts kann mehr der Hölle gleichen. Der fanatischste Mönch kann sie nicht besser schildern. Dante hätte daran lernen können. Wenn man bedenkt: Auf dem Grund, unten im schwarzen Wasser gebettet, verhöhnt sie den nassen Urfeind, und oben drüber tanzt und lacht das leichtsinnige Volk, ißt und trinkt, während tief unten die nackten wilden Teufel Höllenbrände schüren!"

„Die armen Menschen! Muß es denn sein? Ist es nicht möglich, sie durch Maschinen zu ersetzen? Sie können sicher nicht lange aushalten."

„Es muß sein. Man kann sie nicht entbehren. Andere Gesellschaften nehmen Araber oder Chinesen; aber sie brauchen mehr Leute, und es sterben auch viel mehr. Der Lloyd sorgt für seine Heizer. Wer nicht trinkt, kann es wohl ein paar Jahre aushalten, wenn er gesund ist, und nachher muß er eine andere Arbeit suchen. Unsere Leute werden gut genährt und anständig bezahlt. Aber bei andern, bei den kleinen Gesellschaften und den kleinen Reedern, besonders da, wo der Eigentümer selber Kapitän ist, sieht es oft traurig aus. Da werden die Säufer ausgebildet. Der Schnaps lockt sie vor die Feuer. Ich spreche lieber nicht davon; aber was ich gesehen habe, davon kann sich niemand einen Begriff machen, der nicht selber dabei war."

Während der letzten Worte des Obermaschinisten waren sie schon auf der höchsten Treppe angelangt und begrüßten aufatmend das Tageslicht.

Der lange Stabsarzt sah grün im Gesicht aus. Er hatte immer noch zu wenig Luft; aber er wollte das Thema nicht fahren lassen, obgleich es dem andern zu mißfallen schien.

Er sagte: „Das ist ja der reine Mord! Der alte Moloch lebt noch, nur ist man erfinderischer geworden und läßt seine Opfer langsam verdorren. Tausende werden ihm verbrannt, ohne daß die meisten Menschen etwas davon wissen."

„Ta, ta! So müssen Sie es nicht ansehen! Der Handel erfordert solche Opfer. Es ist einmal nicht anders. Mit den Segelschiffen ertranken noch viel mehr."

„Nein, das kann mich nicht beruhigen. Warum dem Handel Tausende und Tausende schlachten und opfern? Warum immer morden, wenn unendliche Länderstrecken auf den Pflug warten?"

Sie hatten das Deck erreicht.

Der Obermaschinist war ein älterer Herr, der nie viel philosophiert hatte. Er hörte nicht gern über gemordete Heizer sprechen und fing jetzt an ärgerlich zu werden. Indem er in sein Zimmer trat, um sich umzukleiden, klopfte er dem langen Stabsarzt väterlich auf die Schulter und sagte: „Deswegen würde ich mir keine grauen Haare wachsen lassen. Wir können beide nichts daran ändern, und Sie haben erst recht keine Ursache, darüber in Eifer zu geraten. Der Krieg ist jedenfalls viel nutzloser als der Handel, und wer in Ihrer Uniform steckt, ist erst recht zum Morden und Opfern da. Sie selber hauen und stechen zwar nur im Notfall und sind eigentlich angestellt, um einen kleinen Teil der geschlagenen Wunden zu heilen; aber Sie gehören doch mit zum ganzen Mordwerkzeug und sind mit verantwortlich. Wenn der Krieg einmal abgeschafft ist, braucht man vielleicht auch keine Heizer mehr. Bis nachher! Hoffentlich hat Ihnen der Besuch in meinem Keller nichts geschadet."

Sie trennten sich.

Als der Schiffsarzt auch Abschied nehmen wollte, wurde er plötzlich von einem Boten abgerufen, der meldete, daß wieder ein Mann aus dem Heizraum heraufgezogen worden sei und in den letzten Zügen liege. Vielleicht war es einer von denen, die vor kaum einer Viertelstunde mit ihren schweißdampfenden Körpern die durchnäßten Kleider des langen Stabsarztes gestreift hatten.

Es durchschauerte ihn hart trotz der Wärme, die immer noch auf dem Schiff lag, und er fühlte, wie ein förmlicher Haß ihn packte, als einige Sekunden später Leutnant v. Dünn, in weißen Flanell gekleidet, an ihm vorbeischlenkerte und lächelnd sagte:

„Na, Stabsarzt! Sozusagen Orpheus aus der Unterwelt. Wird nicht gerühmt in der Tiefe, was? Sehen recht mitgenommen aus. Einen heben. Kalebasse schmettern!"

Er wurde noch bleicher, gab keine Antwort, eilte sich umzuziehen und stieg dann voll Verlangen nach Einsamkeit zum Sonnendeck hinauf.

Aber heute war die Einsamkeit ausgeflogen.

Aus dem Kochtopf entronnen, schien die Luft kühl und angenehm. Ein paar Sonnenstrahlen und die Anstrengung steiler Treppen machten, daß er die Hitze wieder unerträglich fühlte. Auf dem Sonnendeck angekommen,

Die Saat. Nach dem Triptychon (1905) von Gottfried Herzig, Bleienbach.

befand er sich krank und matt . . . Die Augen brannten in dem blutleeren Gesicht, die Lider waren gerötet, der Kopf schmerzte, als wollte er in Stücke springen.

Grelle, heiße Sonne blendete. Die Boote warfen schwarze Schatten auf die weißglühenden Planken. An der dunkelsten Stelle regte sich etwas. Stöhnend lag Sultan, der Hund, neben dem unberührten Freßnapf. Er machte schon lange keine Sprünge mehr. In der Nähe kauerte die kleine häßliche Bulldogge und ließ eine blutarme hellrote Zunge unendlich weit aus dem breiten Maul hängen. Die Wärme hatte ihr das bißchen Verstand, das in dem eingedrückten Kopf wohnte, ausgetrocknet. Das Tier hatte seinen Namen vergessen, folgte nicht mehr und fraß Brot, während es sonst an diesem Gebäck nicht einmal schnupperte. Wirklich, sein Geist mußte umnachtet sein!

Zu beiden Seiten der Oeffnung gegen den Maschinenraum wurde exerziert. Bruno der Dumme dirigierte. Einige Gewehrgriffe und Waffeninspektion war alles; aber das genügte schon, um die Leute wenigstens aus ihrem Dämmerzustand herauszureißen und ihnen vor- und nachher Beschäftigung zu geben. Sie hatten es im allgemeinen nicht gut; aber der Dienst ließ sie nicht versauern und hinderte daran, allzusehr trüben oder unnützen Gedanken nachzuhängen. Der Häuptling Bruno versuchte sogar ein paar Witze zu machen. Sie gelangen zwar nicht; aber man notierte sich doch die gute Absicht. Die meisten Soldaten hatten krebsrote Gesichter und ebensolche Handrücken. Hitzausschlag plagte die Armen. Die Poren ihrer Haut entzündeten sich unter der immerwährenden, ungewohnten Arbeit des Schweißabsonderns. Das Salzwasser reizte wie Juckpulver. Manch einer war froh, oben in sauberer Kleidung in der Luft sein zu können, und dachte mit Grauen an den Schlafraum.

Der lange Stabsarzt sah sich ärgerlich nach einem ruhigen Plätzchen um und wollte schon wieder nach unten steigen, als er die wohlbekannten Schlußkommandos hörte. Noch einmal der harte Ton beim Aufschlagen klirrender Gewehre auf den dürren Holzboden. Ein paar kurze Kommandos, und im Takt trampelten ein paar Dutzend schwere Soldatenschuhe weg.

Noch nicht allein. Unter einem schiefgespannten Drahtseil durch tauchte der erste Offizier. Er wohnte auf dem Sonnendeck. Hinter der Kapitänskajüte, etwas höher als diese, war ein kleiner hölzerner Verschlag angebracht, eben groß genug für einen winzigen Tisch, den Stuhl und ein schmales Bett. Da hauste der Erste, weil er sein geräumiges Zimmer für eine schöne Summe den reichen Amerikanern vermietet hatte. Was tut man nicht alles, wenn Familie da ist, um etwas Geld über zu sparen? Der Erste war Vater dreier Töchter. Die Vermieterei brachte ordentlich was ein und kostete nichts als die eigene Bequemlichkeit.

Prüfend schaute er unter die Boote, knurrte über ein herumliegendes Stück Holz und riß versuchend an den Tauen. Er hatte den langen Doktor schon bemerkt; aber weil der ihm doch nicht entgehen konnte, zwang er ihn, erst noch mitanzusehen, wie ein guter Lloydoffizier immer die Augen überall hat, selbst in seiner freien Zeit.

Er legte merkwürdige Falten neben die Augen, was ihm einen wichtigen und zugleich fast ängstlichen Ausdruck verlieh. Als er in seiner gesunden Breite mit dem schlauehrlichen Terrakotta-Gesicht vor dem langen, kranken Stabsarzt stand, berührte er dessen Schulter und sagte ernst und langsam:

„Doktor, das nimmt kein gutes Ende. Das hab' ich doch gleich gedacht, als in Genua die große graue Katze verschwand, die schon drei Reisen mitgemacht hat. Doktor, jetzt sind wir am vierten Heizer. Er ist noch nicht tot; aber heute nacht wird er schwimmen. Das nimmt kein gutes Ende. Ich will Ihnen etwas zeigen; aber sie dürfen es keinem Menschen erzählen. Da ist etwas, was mir noch nie passiert ist, solange ich auf einem Dampfer fahre."

Er führte den andern nach seinem Verschlag. Auf dessen Dach, leicht mit der Hand zu erreichen, stand etwas wie ein großer Vogelkäfig. Es war die Wohnung des sanft entschlafenen Aeffchens aus Neu-York gewesen. Jetzt lag ein alter Sack darüber. Vorsichtig nahm der Erste das rauhe Zeug weg. Ein paar ungeheure gelbe, stechende Augen schauten die beiden starr an. Sie gehörten einer großen graubraunen Eule an, die steif dasaß und jetzt nur ein ärgerliches Zischen hören ließ, während sie den Schnabel ein klein wenig öffnete. Ueber die gespenstischen Augen legten sich von Zeit zu Zeit, für Momente, helle Häute.

Der Erste deckte den Käfig wieder umständlich zu, daß man nicht sehen konnte, was er barg, und knurrte mit gedämpfter Stimme:

„Was sagen Sie jetzt? He? Ist Ihnen schon so was vorgekommen? Das wird doch nichts Gutes bedeuten, was?"

„Hm, es ist ein großer Uhu, wie sie auch in den Tropen vorkommen und zum Beispiel in Ceylon recht häufig sind . . ."

„Ja, schon gut; aber wie kommt er auf unser Schiff? Es ist doch keine Möve. Er hat doch keine Schwimmhäute, oder? Vorgestern habe ich ihn schon gesehen. Nachts um zwei Uhr, nur Himmel und Wasser, auch keine Insel in der Nähe. Ich stieg eben aufs Sonnendeck. Auf einmal war er da. Kein Flügelschlag, nichts, kein Laut, er war einfach da, vorn auf dem Pfosten, und blieb still wie ein Stück Holz. Wie ich mich umdrehe, ist er verschwunden. Gestern nacht habe ich ihn gefangen, so, mit den Händen. Er wehrte sich gar nicht und frißt seither nichts. Ich habe ihm Wasser hingestellt; aber ich glaube, er nimmt auch kein Wasser. Man darf ihn nicht töten. Vor Aden lasse ich ihn wieder fliegen. Hoffentlich geht er dann. Die Mannschaft soll ihn nicht sehen und die Passagiere auch nicht. Man könnte darüber reden. Es gibt viele, die an solche Dinge glauben, und die Stimmung ist sowieso nicht die beste."

„Das arme Tier hat sich verflogen!" sagte der Lange. „Es wird unangenehm über seine neue Heimat erstaunt sein. Vielleicht wäre es besser ertrunken, vielleicht auch nicht. Aber wie es dem alten Seemannsaberglauben Nahrung gibt, ist merkwürdig. Glauben Sie wirklich, daß sich auch unter den Passagieren der ersten Klasse welche finden, die dem armen Vogel geheimnisvolle Verbindungen zuschreiben?"

„Hm!" knurrte der Erste. „Geheimnisvolle Verbindungen? Weiß nicht. Sonderbar bleibt doch, woher das Vieh gekommen ist. Ich bin auch nicht abergläubisch;

Heimkehr vom Felde. Nach Originalzeichnung von Karl Bickel, Zürich.

aber man kann nie wissen. Es gibt manches, vor dem die größten Gelehrten ihre Eselei erkennen. Sogar Aerzte sollen manchmal im Dunkeln tappen und Wunder erleben. Der vierte Heizer und in Genua — wollte sagen der sonderbare Vogel da und sonst so allerhand Anzeichen: Doktor, Sie mögen es glauben oder nicht, es liegt etwas in der Luft, und ich sage nur: Das nimmt kein gutes Ende!"

Damit entfernte er sich etwas übelgelaunt und ließ endlich den kranken häßlichen Mann allein auf dem Sonnendeck. Hoch oben, wo noch eine letzte kleine Treppe hinaufführt, auf dem obersten Dach, wo man über die andern Dächer hinwegsieht, setzte er sich unter ein ausgespanntes Segeltuch.

Ringsum herrschte die Sonne.

Der gelbe Anstrich der Rauchtürme und der andern Eisenteile drang unangenehm in die Augen. Ein weißlicher Dunst trennte am Horizont Blau von Blau. Das Schiff stand wie ein Vorgebirge im glatten, öligen Wasser, und nur an den weichenden Wellen zeigte sich die Bewegung.

Er mußte die Augen schließen. Die Hölle kam ihm wieder in den Sinn. Die wilden nackten Unglücklichen! Die Opfertiere! Sie hatten Freude am Leben und dachten nicht an den Tod. Er hörte sie gestern in den langen freien Stunden mit heisern Stimmen fröhliche Lieder gröhlen. Wenn sie an Land kamen, waren sie die tollsten. Manch einer hatte eine Frau zu Hause. Andere schwenkten fremde, feile Mädchen in den Armen und verpraßten mit ihnen den Sündenlohn. Das Geld war ein Stück ihres Körpers. Für den Preis hatten sie eine unheilbare Wunde in ihr Fleisch geschlagen, einen Fetzen aus ihrem Gehirn gerissen. Aber sie waren fröhlich, fröhlich! Und er litt, hatte gelitten und würde immer leiden!

Er war sich selber ein Greuel. Sein Ich, seine häßliche Schale und der kranke Geist waren das Uebel. Er konnte die Ursache nicht entfernen, ohne sich selbst auszulöschen ... Da war wieder das alte Thema. Weg mit ihm; der ganze Kerl taugte nichts! Ha, ha, jetzt beneidete er sogar die haarigen wilden Teufel vor den lohenden Feuerschlünden. Wahr! Warum nicht!... Sie denken nicht ans Sterben und Verderben. Das halbverdorrte Hirn schreit nur: „Es ist heiß, sehr heiß! Aber heiza! Bald ist's vorbei, und im Arm die Maid, und kühler, kühler Wein, Ströme nassen, kalten Bieres rinnen durch die Kehle! Hurra! Geliebt und getrunken! Die Zeit ist kurz. Viel geliebt und viel, viel getrunken!

Eine Sünde ist es nicht ...

Unsinn, warum soll denn eine Sünde sein, was andere Völker dürfen und andere Götter dulden? Warum hängt sich der Chinese auf und zerschneidet der Japaner seinen Bauch, ohne verflucht zu werden? Warum soll man nicht enden, wenn die Qual kommt, wenn sie anschwillt und alles verschlingt wie ein rasender Bergstrom, der aus einem kleinen Plätscherbach wird, wenn sie alles, alles verschlingt, und es bleibt nur noch Qual und Schmerz?

Zum Teufel! Warum gibst du ihm den Schlüssel und sagst: „Hier hast du den Schlüssel. Er führt ins ewige Leben oder in den Tod; aber du darfst nicht aufmachen, nie selber aufmachen. Ich öffne dir später ..."

Warum gibst du ihm dann den Schlüssel? Sind wir kleine, dumme Märchenkinder?

Wenn einer Aussatz hat oder den Krebs, muß er dann zusehen, wie langsam Stück für Stück von ihm stirbt? Wenn ihm der Tod im Nacken sitzt und er weiß es, muß er dann zusehen, wie der Tod mit ihm spielt gleich der Katze mit der Maus? Er kann das ja bei andern betrachten, falls ihn die Neugierde zwickt. O Elend! Ihr laßt ihn nicht einmal ruhig sterben. Ihr strengt euer Hirn an, nehmt weise und teure Aerzte, um sein Leben wie einen Gummifaden in die Länge zu ziehen. Langsam wird es gereckt und gedehnt, wird immer länger und dünner und will nicht enden und kann nicht enden. Je lieber ihr ihn habt, desto mehr martert und peinigt ihr ihn, desto länger laßt ihr ihn qualvoll sterben!

Warum nimmst du nicht deinen dicksten und schwersten Knüppel und haust dem armen Schächer auf den Kopf, wenn er dich langweilt? Hast du ihn wirklich nur zum Leiden gemacht?

Ihr andern sollt ihn ja nicht töten. Ihr habt kein Recht dazu; aber laßt ihn doch selber machen! Nehmt ihm nicht sein Recht, als Mensch über sich selber zu bestimmen . . . Folterknechte! Herzlose Henker! Seht ihr denn nicht, wie er unbewußt zu euch fleht, wie seine kranken Züge euch rührend, so rührend bitten: „Laßt mich doch aus der Folter! Laßt mich herab vom Rad! Ach laßt mich doch sterben!' Warum puppt ihr ihn in dicke Lügenseide ein, daß er nicht mehr vor und hinter sich sieht und nur weiß: Ich leide, leide, leide!

Oder soll er Rücksicht auf euch nehmen? Soll er langsam, langsam zerreißen, soll ihm Nerv um Nerv langsam, Atom für Atom zersetzt und zerrieben werden, sein Hirn ihm zerkratzt? Sollen seine Knochen vertrocknen und seine Muskeln verhungern, die Eingeweide verwesen, sein Geist im feurigen Schmerz verbrennen, nur damit es nicht heißt: „Euer Bruder hat Hand an sich gelegt. Dein Sohn ist Selbstmörder?"

Mutter, Mutter, hast du deinen Sohn lieb? Kannst du ihn dann nicht sterben sehen durch seinen Willen? Kennst du die unendlichen Qualen, die er ohne Unterbruch leidet? Wenn du sie kennst, verlangst du, daß er lebe?

Und erst die geistigen Qualen! Kennst du sie? Ihr Weisen und ihr Frommen, nennt ihr den am Kreuz den großen Dulder, weil ihn die eisernen Nägel zerfleischten und die Dornen stachen? Blutete nicht seine Seele viel stärker als sein Leib? Was sind ein paar Stunden voll starker Schmerzen gegen jahrelanges Hinsterben unter gräßlichen Qualen? Und erst die Seele ein Jahr auf der Folter . . . . . .

„Ich! Ich!" stöhnte er. „Ich leide an meinem armen häßlichen Leib, und die Seele hat ein unheilbarer Krebs gepackt. Wer trauert, wenn ich sterbe? Wer mich liebt, hat Kummer und Sorgen durch mich. Soll ich meine Lieben quälen? Soll ich ihnen das Leben noch schwerer machen? Mutter, Mutter, laß mich! Du findest Trost in deinem Gott. Oder siehst du mich lieber mit irren Augen in der Zwangsjacke oder als Verbrecher? . . . Stopp! Vernunft her! . . . Dort hinten verloren in dem Salat von Wahnideen brennt noch ein ganz kleines Fünkchen Hoffnung, wenn nicht das Lichtchen selber gerade den Idioten beweist . . ."

„Erst wagen! Soviel Zeit bleibt schon noch vor der Ewigkeit. Ein Stück Zweifel geht weg. Eine kleine Feile scheidet aus dem Konzert der Instrumente, die das Herz foltern. Es gibt doch auch Menschen, die das große Los gewinnen . . . Halt, Flämmchen! Verkriech dich! Bleib winzig klein wie ein Kerzenlicht auf einer dunkeln Erde — aber bleib!"

„Der Teufel und ein Landsknecht würfelten um seine Seele. Dreimal warfen beide achtzehn mit drei Würfeln. Da ließ die Jungfrau einen Floh den Teufel in den haarigen Arm beißen. Es war nur ein Moment, gerade, wie er zum vierten Mal warf. Ein leises Zucken wirkte auf den einen Würfel, und darum gab es nur siebzehn Augen. Achtzehn warf der Landsknecht und hatte seine Seele gerettet."

„Die Geschichte ist nicht wahr und auch nicht wahrscheinlich, aber doch möglich, wenn der Teufel, die Jungfrau und die Seele in wirkliche Begriffe übersetzt werden."

„Das ist Galgenhumor, Henkersmahlzeit des sterbenden Witzes . . . Aber wie sich vorbereiten? Sind ernste oder heitere Gedanken am Platz? Was sagen die Philosophen? Dies und das. Also nichts . . ."

„Aber wenn? . . . Weg! Verkriech dich! Bleib, klein Licht!" . . . . . .

Er verließ mühsam und fiebrig den Platz.

(Fortsetzung folgt).

Glocken

Die Glocken wandern durch das Tal.
Mein Herz fliegt mit ein jedes Mal.

Sie ziehn dorfaus, bergan, waldein.
Mein töricht Herz geht hinterdrein.

Nun singt ein Klang am Firnjoch schon
Und taucht ins Blau und zieht davon.

Verlorne Fernen fassen ihn.
Mein Herz irrt mit, weiß Gott wohin.

Ernst Zahn, Göschenen.